

## X. Verbreitetes Schweigen bis zum Holocaust-Film 1979: Vertreibung und „deutscher Osten“ in Medien und Literatur

Aufgrund der Struktur des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in Deutschland überraschte es kaum, daß sich die neuen (ost-)politischen Mehrheitsverhältnisse nach 1969 auch in der Produktion niederschlugen und daß sich die schon in den frühen 1960er Jahren von unten, aus den Redaktionen kommenden Impulse zum – im Sinne der Entspannung zwischen den Blöcken – konditionierten Umgang mit dem Thema „deutscher Osten“ nun auch von oben her weiter verstärkten. In den meisten Fernseh- und Rundfunkräten hatten die Vertriebenen, soweit sie vertreten waren, weniger Einfluß denn je. Den Ton gaben eher die Vertreter sozialliberaler Regierungen und ihre Anhänger an, was am rechten Rand des Vertriebenenspektrums teils skurrile Reaktionen der Ohmacht hervorrief. So bekräftigten die im Rahmen einer „Nationalversammlung des deutschen Ostens“ mit 1 200 Teilnehmern in der Bonner Beethovenhalle im September 1970 konstituierten ost- und sudetendeutschen „Länder“ das „allen Bundesländern zustehende Recht auf Gründung einer Rundfunkanstalt“; dieses wollten sie, falls ihnen kein westdeutsches Bundesland Gastrecht gewährte, notfalls dadurch in Anspruch nehmen, daß sie ihren Sender „auf einem Schiff“ installierten<sup>1</sup>.

Hintergrund derartiger Visionen war die weiter wachsende Unzufriedenheit mit den Rundfunkprogrammen von ARD und ZDF, für die es seit Ostern 1970 ein ausgesprochen anschauliches Symbol gab. An diesem Wochenende wurde nämlich der Beschuß des Koordinierungsausschusses des Deutschen Fernsehens umgesetzt, im Zuge der Umstellung von Schwarzweiß auf Farbe die Grenzen des Deutschen Reiches von 1937 auf den Fernsehwetterkarten beider Programme nicht mehr zu zeigen. Überlegungen zur Umstellung der Wetterkarte hatte es schon seit der Einführung des Farbfernsehens auf der 25. Großen Deutschen Funkausstellung in Berlin 1967 gegeben<sup>2</sup>. Doch obwohl der Kartenwechsel schon feststand, bevor „Bahr in Moskau Gromyko und Duckwitz in Warschau seinen Verhandlungspartner Winiewicz“ treffen würde, war die Umstellung auf Farbe wohl auch ein willkommener „Vorwand“<sup>3</sup>, um die zumindest partiell politischen Motive zu camouflieren. Da auf der Schautafel des ZDF immerhin Leipzig und Breslau als „Erinnerungsposten“ an Mittel- und Ostdeutschland erhalten blieben, konzentrierte sich die Kritik der Vertriebenen vor allem auf die ARD, für deren Meteorologie der Hessische Rundfunk verantwortlich zeichnete.

Die bisherige ARD-Wetterkarte hatte zumindest noch den westlichen Teil Schlesiens und Pommerns gezeigt; künftig suchte man die Oder-Neiße-Gebiete und ihre wichtigsten Städte in dem neuen, auf jede politische Markierung verzichtenden geophysikalischen

<sup>1</sup> Die Welt, 29. September 1970. In einem Vermerk des Abteilungsleiters Vt im Bundesinnenministerium vom 1. Oktober 1970 (BAK B 106/23107) hieß es zu den Veranstaltern, diese stellten nur ein „extremes Grüppchen“ dar, während die Ostdeutschen Landesvertretungen bisher ihre Anliegen in der Regel sachlich vertreten hätten.

<sup>2</sup> Vgl. Fritsche, Ostdeutschland und das Bild der Vertriebenen, S. 17.

<sup>3</sup> Kommentar von Hans Reiser in der Süddeutschen Zeitung, 31. März 1970.

Schaubild vergebens. Jenseits der Linie München – Frankfurt – Hamburg gab es jetzt nur noch, gleichsam als „Außenfort“, die Stadt Berlin. Die Kritik des BdV an diesem „verstümmelten Deutschland“ parierte HR-Intendant Hess mit dem Hinweis, die Wetterkarte habe in der Vergangenheit „immer wieder als politisches Demonstrationsobjekt“ für oder gegen bestimmte Positionen herhalten müssen; diese Fehlentwicklung sei jetzt korrigiert worden<sup>4</sup>. Allerdings wirkte der kartographische Wandel in der ARD wie eine Konzession, nachdem die Warschauer und Ostberliner Machthaber wiederholt heftige Attacken gegen die alten Wetterkarten gerichtet hatten; sie zeigten sich freilich auch jetzt noch nicht ganz zufrieden, weil nach wie vor – revanchistischerweise – „Wolken über dem polnischen Pommern“ (Westpommereien, wie es wörtlich hieß) eingezeichnet würden<sup>5</sup>.

Pünktlich vor dem Besuch des polnischen KP-Chefs Gierek, so vermuteten die Landsmannschaften, ließ dann auch das ZDF am 11. Mai 1976 Breslau auf seiner Wetterkarte verschwinden<sup>6</sup>. Daß Intendant Karl Holzammer diesen Schritt „nur aus Gefälligkeit gegenüber den heute Mächtigen“ ging<sup>7</sup>, läßt sich aus den Quellen so allerdings nicht bestätigen, auch hier war es wiederum eher eine Mischung aus praktischen und politischen Erwägungen, die zu einem neuen Schaubild führte. Da der Mechanismus der seit 1962 in Betrieb befindlichen Wetterkarte „sich ausgeleiert“<sup>8</sup> hatte, forderte Hauptabteilungsleiter Karlheinz Rudolph noch im Jahr 1975 „aus technischen und sicherheitstechnischen Gründen eine neue Wetterkarte“. Dabei ging es auch darum, das bisherige quadratische Format dem 3:4-Bildschirmformat anzupassen und Städtenamen generell „sehr sparsam“ zu verwenden, „um die Wetterzeichnung nicht zu stören“. Auf der sog. „kleinen Wettergraphik“, die außer in der „19-Uhr-Heute“ in allen anderen Sendungen gezeigt wurde, waren ohnehin „seit Jahren unbeanstandet“ nur drei westdeutsche Städte als Orientierungshilfen zu sehen<sup>9</sup>. Was Rudolph in einem Vermerk für den ZDF-Intendanten indes in Abrede stellte: „Die Wetterkarte ist keine politische Karte. Ich bedauere [...], daß die eine und die andere Seite diese Karte politisch oder polemisch interpretiert“<sup>10</sup>, räumte er gegenüber der Presse dann doch ein: „Seit Jahren sprechen uns die Polen bei jeder Gelegenheit darauf an. Das Thema Breslau in der Wetterkarte war ein echter Dauerbrenner“<sup>11</sup>.

„Jetzt wird das ZDF die Wetterfahne nach dem Wind drehen. Ab Ende Januar gibt es für Breslau kein Wetter mehr“, kommentierte Bernhard Abel in der *Welt am Sonntag*<sup>12</sup>. Bundestagsabgeordneter Hermann Kroll-Schlüter, Mitglied im ZDF-Fernsehrat, richtete in einer Fragestunde die Bitte um Aufklärung an den Intendanten. Holzammer insistierte auf dem ganz unpolitischen, rein sachlichen Charakter der Entscheidung und betonte, daß nach einem Beschuß des Hauses auf der neuen Wetterkarte „sinnvollerweise nur

<sup>4</sup> DOD, Nr. 12, 1970, S. 11. Vgl. auch Leserbriefe und Schaubild in Bild und Funk, Nr. 16, sowie Bild am Sonntag, 12. April 1970 (Presseausschnittsammlung des HR-Archivs).

<sup>5</sup> Süddeutsche Zeitung, 24. April 1970; Der Schlesier, 23. April 1970.

<sup>6</sup> Die Bemühungen des vom BdV in den Fernsehrat des ZDF entsandten Rudolf Wollner, die neue Landkarte zu verhindern, hatten keinen Erfolg. DOD, Nr. 2, 1976, S. 12.

<sup>7</sup> DOD, Nr. 12, 1976, S. 15. Zum Beschuß des Intendanten selbst vgl. das Ergebnisprotokoll der Direktorenitzung am 13. Januar 1976, in: ZDF-UA 3/363. DiSi 1976/1977.

<sup>8</sup> Welt am Sonntag, 14. Dezember 1975.

<sup>9</sup> Vermerk von Karlheinz Rudolph, Wiesbaden, 17. Dezember 1975, in: ZDF-UA 6/0367, Chefredakteur, Intern, HR-Aktuelles, 1976.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Welt am Sonntag, 14. Dezember 1975.

<sup>12</sup> Ebd.

Städte eingezeichnet worden“ seien, „in denen das Programm des ZDF auch gesehen werden kann“<sup>13</sup>. So plausibel diese Argumentation auch anmutete, so unübersehbar war, daß die Aufnahme Breslaus in das Bild 1962 noch als sinnvoll gegolten, sich aber seitdem in der politischen Wahrnehmung einiges verändert hatte. Nun läßt sich schwer einschätzen, welche Wirkung von der schlesischen Hauptstadt als meteorologischer Fixpunkt auf die ostdeutsche Erinnerungskultur tatsächlich ausging. Zumindest aber war mit Breslau ein täglich von Millionen Menschen wahrzunehmender – potentiell Fragen und Gespräche auslösender – Erinnerungsort an den historischen deutschen Osten von den Bildschirmen verschwunden.

Das Schicksal der Wetterkarte lag im Trend der allgemeinen Entwicklung von Fernseh- und Hörfunkprogrammen. Die Nachmittagssendung „Alte und Neue Heimat“ etwa, die bislang am Samstag abwechselnd von WDR und NDR ausgestrahlt und immer wieder von den kommunistischen Machthabern im Ostblock kritisiert worden war, weil sie angeblich „vom Vertriebenenverband und seinem Funktionär Herbert Hupka vollständig beherrscht“<sup>14</sup> wurde, fiel 1974 einem neuen Programmschema zum Opfer. Sie war fürderhin nur noch am Sonntag morgen um 8 Uhr zu hören, um schließlich 1981 weiter – auf 7.30 Uhr – vorverlegt und noch dazu vom Programm WDR II nach dem landesweit nicht in gleich guter Qualität zu empfangenden WDR III verschoben zu werden<sup>15</sup>. Selbst der Süddeutsche Rundfunk, der gerade im Begriff war, eine Patenschaft für den Schlesischen Rundfunk zu übernehmen (als SDR-Pressechef arbeitete der bekennende Ostdeutsche Heinz Rudolf Fritsche)<sup>16</sup>, gab zur Klage Anlaß: Seine guten Vertriebenen-Sendungen würden zur Hausfrauen-Zeit um 11.30 Uhr angeboten, während sich der Sender nach 17 Uhr lieber um Gastarbeiter-Themen kümmere<sup>17</sup>.

Der vom ZDF 1975 vorgelegte Jahresbericht nährte die wachsende Enttäuschung der Vertriebenen über die elektronischen Medien wegen des Rückgangs an Sendungen mit ostdeutscher Thematik sowohl in qualitativer wie quantitativer Hinsicht<sup>18</sup>. „Der Eindruck will nicht weichen“, so hieß es im BdV, „daß auch das ZDF die ‚regierungstreue Linie‘ der ARD immer stärker einschlägt und sich zumindest in politischem nicht mehr als Kontrastprogramm gebärdet“. Das seit 1969 gesendete ZDF-Magazin Gerhard Löwenthal, das ostdeutsche und Berliner Belange nach wie vor hinreichend berücksichtige, werde im Zuge dessen mehr und mehr „zum Kuriosum oder Alibi“<sup>19</sup>. Als charakteristischer auch für das ZDF-Programm wurden eher Sendereihen wie „Kennzeichen D“ empfunden. Diese stünden

<sup>13</sup> Stellungnahme des Intendanten zum Schreiben von Herrn Kroll-Schlüter vom 7. Juli 1976, in: ZDF-UA 3/427. Fernsehrat, Korrespondenz A-K, 1976.

<sup>14</sup> DOD, Nr. 6/7, 1970, S. 13; vgl. auch DOD Nr. 3, 1974, S. 8, sowie Baehr, Die Vermittlerrolle, S. 395.

<sup>15</sup> DOD, Nr. 1, 1981, S. 3.

<sup>16</sup> Zur Biographie Fritsches, der von 1955 bis 1976 leitender Redakteur und Abteilungsleiter beim Süddeutschen Rundfunk war (Von Merkatz, Aus Trümmern, S. 424), und zu seinen Aktivitäten aus vertriebenenfeindlicher Sicht: Neue Kommentare, Nr. 13/1965, S. 9 f. Der Süddeutsche Rundfunk übernahm 1965 etwa die Kosten für die Erforschung der Geschichte des Schlesischen Rundfunks. Intendant Hans Bausch hoffte, damit andere westdeutsche Sender zu ähnlichen Patenschaften animieren zu können. DOD, Nr. 18, 1965, S. 5.

<sup>17</sup> DOD, Nr. 11/12, 1965, S. 4.

<sup>18</sup> Zu den gesellschaftspolitischen Programminhalten vgl. ZDF-Jahrbuch 1975, S. 47–53.

<sup>19</sup> DOD, Nr. 14, 1975, S. 8. Zum ZDF-Magazin vgl. die gegensätzlichen Positionen von Max von der Grün, Tatort ZDF-Studio Löwenthal, sowie von Gerhard Löwenthal, Ich bin geblieben. Daneben die empirische Analyse von Matthias Schuppe, Im Spiegel der Medien.

dem BdV „als radikalste[r] Kampfgruppe gegen die Ostpolitik von Brandt und Scheel“ zu tiefst skeptisch gegenüber und machten sich in einem daraus resultierenden Affekt gegen alles Ostdeutsche mitunter sogar über die schlichte Pflege von Vertriebenenbrauchtum lustig<sup>20</sup>. Ähnlich lautete das Urteil über die ZDF-Sendung „Drüben“, die im Kontext des visa-freien Reiseverkehrs über Oder und Neiße eine Landkarte verwendete, „auf der nur die heutigen polnischen Bezeichnungen eingetragen waren“, statt diese zusammen mit den deutschen Namen zu zeigen<sup>21</sup>.

Einige Jahre später hatte sich an diesem Befund nichts geändert. Das ZDF-Programm wies auch 1977 „sehr wenig aus, das in den Bereich des Ost- und Mitteldeutschen einzuordnen wäre. Kaum eine Sendung, die sich mit diesen Gebieten befaßt, nur in den aktuellen Serien hier und dort [...] ein schwacher Schimmer“<sup>22</sup>. Offensichtlich aber reagierten die Anstalten mit ihrem Angebot nicht nur auf die Entspannungspolitik, sondern auch – einer inneren programmplanerischen Logik folgend – auf die geringer werdende Zahl der an ostdeutschen Themen aus biographischen Gründen besonders interessierten Hörer bzw. Seher. Generell waren Mitte der 1970er Jahre nach jahrelanger hitziger ostpolitischer Debatte gewisse Ermüdungserscheinungen hinsichtlich des Interesses an Themen des alten „deutschen Ostens“ vielleicht sogar unausweichlich. Denn in der Entscheidungsphase der Ostverträge hatte gerade das ZDF einem breiten Spektrum unterschiedlichster Positionen Raum gegeben und dabei auch immer wieder Beiträge gesendet, die von viel Verständnis für die Anliegen der Vertriebenenverbände gekennzeichnet waren.

Im Juni 1970 brachte das ZDF-Magazin einen Reisebericht unter dem Titel „Hinter Oder und Neiße“. Anhand von Gesprächen vor allem in Breslau und Stettin kam er zu dem Schluß, „von Furcht vor angeblicher territorialer Revanche deutscher Vertriebener“ sei in Pommern und Schlesien keine Spur zu finden. Zur Frage der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesrepublik äußerte ein Stettiner Stadtrat, dieser Schritt wäre zwar zu begrüßen, doch wenn er nicht erfolgen sollte, „werden wir uns ebenso gut fühlen wie jetzt“<sup>23</sup>. Kein vernünftiger Mensch, so betonte Löwenthal in der Abmoderation, „stelle sich vor, daß die jetzt von Polen bewohnten Gebiete geräumt würden“; aber eine endgültige juristische Regelung der deutsch-polnischen Grenze sei nur im Zusammenhang mit einem Friedensvertrag möglich. Mit einem Wort Bismarcks aus der Zeit kurz vor der Reichsgründung schloß der Fernsehjournalist: „Wir können die Uhren vorstellen. Die Zeit geht aber deshalb nicht rascher, und die Fähigkeit zu warten, während die Verhältnisse sich entwickeln, ist eine Voraussetzung praktischer Politik“<sup>24</sup>.

Das ZDF-Magazin erwies sich auch bei anderen Gelegenheiten immer wieder als wichtigste Bank für die Vertriebenen. Als 1971 die Frage der Bundeszuschüsse für die Lands-

<sup>20</sup> DOD, Nr. 8, 1973, S. 12. Das Polit-Magazin „Kennzeichen D“, auf die innerdeutschen Fragen spezialisiert, hat aber insgesamt nur selten über Vertriebenenthemen berichtet (etwa am 13. April 1972 „Wie denken unsere Vertriebenen?“ oder am 31. Mai 1977 anlässlich des Pfingsttreffens der Sudetendeutschen); so das Ergebnis einer Recherche in der Fernsehdatenbank TV im ZDF-Unternehmensarchiv, für die ich dessen Leiter, Veit Scheller, zu Dank verpflichtet bin.

<sup>21</sup> „Drüben“-Dokumentation. Sendeinhaltsprotokolle der Folgen 1-180. Filmprotokoll Nr. 141 vom 16. Januar 1972, Blatt 1 (ZDF-Unternehmensarchiv). DOD, Nr. 5/6, 1972, S. 16.

<sup>22</sup> DOD, Nr. 18, 1978, S. 8.

<sup>23</sup> ZDF-Unternehmensarchiv: Nr. 66 408. Sendungen ZDF-Magazin, 65.-72. Sendung, hier: Sendung vom 10. Juni 1970 (Sendemanuskript), S. 6f.

<sup>24</sup> Ebd., Manuskript der Moderation, S. 3.

mannschaften diskutiert wurde, nahm Hans Joachim Peters die „ostpolitischen Prügelknaben der Regierung“ vor dem Vorwurf in Schutz, mit der NPD in Verbindung zu stehen<sup>25</sup>. Derselbe Autor sprach, als sich sozialdemokratische Oberbürgermeister zu Pfingsten 1973 weigerten, die Landsmannschaften auf deren Großveranstaltungen zu begrüßen, von „falsch verstandenem Entgegenkommen gegenüber unseren Vertragspartnern im Osten“<sup>26</sup>. Das ZDF-Magazin war nicht der einzige Sendeplatz, von dem aus ein freundlicheres Bild der Ostvertriebenen gezeichnet wurde. Die Frage „Zur Versöhnung bereit“ bejahte etwa auch ein Beitrag über die sudetendeutsche Ackermann-Gemeinde, den das ZDF an einem Sonntagabend im Juni 1971 zwischen 19.15 und 19.45 Uhr ausstrahlte. Zu sehen war darin das schon vor Jahren einsetzende Bemühen dieser Gesinnungsgemeinschaft sudetendeutscher Katholiken, nicht nur auf das Unrecht der Vertreibung hinzuweisen, „sondern auch auf die Verpflichtung zur Versöhnung“<sup>27</sup>.

Der Beitrag über die Ackermann-Gemeinde war auch noch in anderer Hinsicht sehr aufschlußreich: Er lief gerade einmal zwei Tage vor einem scharfen Angriff auf die alte Ostkunde im Rahmen der ZDF-Sendung „Impulse“ und bestätigte tendenziell jene, die „dem Zweiten“ seit seiner Gründung einen „schier obsessiven Rechts-links-Proporz“<sup>28</sup> nachsagten. Ein halbes Jahr nach Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrages, so kritisierte der „Impulse“-Beitrag, böten Schulbücher und Atlanten „immer noch ein verzerrtes Bild von der Wirklichkeit in den ehemals deutschen Ostgebieten“. „Eine überholte antikommunistische Grundhaltung und die Darstellung des polnischen Volkes im Freund-Feind-Schema“ würden häufig die Klischees des Kalten Krieges konservieren<sup>29</sup>.

Angesichts der pluralistischen Programmvielfalt nicht nur des ZDF kamen auch Verantwortliche in den Medien, die wie Fritsche den Vertriebenen nahestanden, zu einem viel weniger vernichtenden Urteil über die öffentlich-rechtlichen Sender als die BdV-Presse. Fritsche wandte sich gegen „irgendwelche verkürzenden Klassifizierungen“ nach dem Schema „rechts“ und „links“, da ARD und ZDF gleichermaßen „positive wie negative Darstellungen und Analysen, sachlich korrekte wie solche von einseitiger Tendenz“ zu attestieren seien<sup>30</sup>. Tendenziell lässt sich aber doch der Eindruck gewinnen, als hätten sich die entspannungspolitische Orientierung und ihre Begleiterscheinungen beim ZDF weniger deutlich ausgeprägt als in den meisten Sendern der ARD. Symptomatisch war in dieser Hinsicht die Wahl Karl Günther von Hases zum Intendanten des ZDF. Über Hase, der in jüngeren Jahren Adenauer als Pressesprecher diente, später als Botschafter zwar loyal die neue Ostpolitik vertrat, aber „innerlich den daraus resultierenden Verträgen von Moskau

<sup>25</sup> ZDF-Unternehmensarchiv: Nr. 66 415. Sendungen ZDF-Magazin, 120.-127. Sendung, hier: Sendemanuskript vom 7. Juli 1971 („Vertriebene ohne Zuschuß“).

<sup>26</sup> ZDF-Unternehmensarchiv: Nr. 66 424. Sendungen ZDF-Magazin, 211.-220. Sendung, hier: Sendemanuskript vom 13. Juni 1973 („Heimattreffen unerwünscht“).

<sup>27</sup> ZDF. Programm der 27. Woche. 27. Juni bis 3. Juli 1971. Hg. vom ZDF. Hier: Sonntag, 27. Juni 1971, 19.15-19.45 Uhr: „Zur Versöhnung bereit“

<sup>28</sup> So Nils Minkmar mit Verweis auf ZDF-Magazin und Kennzeichen D, die sich in den 1970er Jahren „die Waage“ hielten. Die Zeit, Nr. 37/2000 (Carrell, Karate und Cleopatra). [http://zeus.zeit.de/text/archiv/2003/37/200037\\_m-zdfreporter.xml](http://zeus.zeit.de/text/archiv/2003/37/200037_m-zdfreporter.xml), 21.03.2005.

<sup>29</sup> Um zu einer „objektiven Neuorientierung“ beizutragen, lieferte der Beitrag „Kostproben aus dem“, wie es in der Vorschau hieß, „abstrusen Zitatenschatz zahlreicher Lehrbücher“. ZDF. Programm der 27. Woche. 27. Juni bis 3. Juli 1971. Hg. vom ZDF. Hier: Dienstag, 29. Juni 1971, 21.50-22.20 Uhr („Rübezahl versteht kein polnisch“).

<sup>30</sup> Fritsche, Ostdeutschland und das Bild der Vertriebenen, S. 16.

und Warschau nie zugestimmt“ hatte<sup>31</sup>, schrieb der BdV-Vertreter im ZDF-Fernsehrat anlässlich des Amtsantritts des neuen Intendanten im April 1977: „Dies gibt uns die Hoffnung, daß wir in Zukunft [...] eine bessere Berücksichtigung unserer Anliegen erhoffen dürfen“; schließlich sei es allein der „entschlossenen Haltung“ der „freiheitlich-konservativen Kräfte im Fernsehrat [...] gegenüber dem sozialliberalen Freundeskreis zu verdanken“, daß von Hase habe durchgesetzt werden können<sup>32</sup>.

Im heterogenen Kreis der ARD-Anstalten gewann der Bayerische Rundfunk – anders noch als in den 1960er Jahren – mit seiner betonten Zurückhaltung gegenüber rein entspannungspolitischen Sprachregelungen eine gewisse Sonderstellung<sup>33</sup>. So gab es im Freistaat eine regelmäßige „Gesprächsrunde der Ost- und Westpreußenstiftung“, an der neben Mitgliedern der Staatsregierung, des Rundfunkrats und des BdV auch Verantwortliche des Bayerischen Rundfunks wie der Chefredakteur des BR-Fernsehens oder der Programmdirektor des Hörfunks teilnahmen. Der Leiter der Hauptabteilung „Nachrichten“ berichtete in einer Rede vor Rundfunkräten Anfang 1977, er habe seinen Redakteuren empfohlen, „nie gedankenlos eine riskante oder umstrittene Formulierung der Nachrichtenagenturen“ zu übernehmen. So sei z. B. die Bezeichnung „ehemalige Ostgebiete“ trotz des Warschauer Vertrags wegen des Friedensvertragsvorbehalts unzulässig, weshalb bei „redaktions-eigenen Bezeichnungen“ auf den neutraleren Ausdruck „Oder-Neiße-Gebiete“ rekuriert werde. Zur Frage der Ortsnamen dort gelegener Städte und Gemeinden betonte der Programmdirektor, im Bayerischen Rundfunk würden „nur die deutschen Ortsnamen gebraucht“<sup>34</sup>. Der Linie des Senders korrespondierten eine ganze Reihe erinnerungskultureller Beiträge etwa zur Vorbereitung für einen vom Kultusministerium veranstalteten ostkundlichen Schülerwettbewerb. CSU-Politiker wie der Landtagsabgeordnete Sepp Prentl hatten ausdrücklich gefordert, „Sendungen über die ostdeutschen Gebiete nicht nur für die Vertriebenen, sondern vor allem auch für das bayerische Volk zu gestalten“, um zu zeigen, „was die Deutschen im Osten für das Gesamtdeutschland geleistet“ hätten<sup>35</sup>.

In den Rundfunkanstalten außerhalb Bayerns sah die Lage etwas anders aus. Schon Mitte der 1960er Jahre waren Polnische oder Tschechoslowakische Wochen, wie sie von Radio Bremen, dem Südwestfunk oder dem WDR veranstaltet wurden, in Vertriebenenkreisen als „propagandistischer Einbahnverkehr“ (Wenzel Jaksch) zu Lasten der deutschen Rechts-

<sup>31</sup> So wußte zum mindesten BdV-Medienexperte Wollner. Neue Kommentare, Nr. 8/1977, S. 4.

<sup>32</sup> Neue Kommentare, Nr. 8/1977, S. 4. Die vergleichsweise konservative, am Karlsruher Urteil orientierte deutschlandpolitische Linie des ZDF fand immer wieder Kritik von links. Vgl. etwa den – während einer Polenreise mit der „Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste“ entstandenen – offenen Brief von 23 Vertretern der Evangelischen Jugend an das ZDF vom September 1978, der es kritisierte, daß in Nachrichtensendungen des Senders „stets die ehemaligen Grenzen des Deutschen Reichs von 1937“ gezeigt würden. Süddeutsche Zeitung, 13. September 1978.

<sup>33</sup> Obwohl die Unionsparteien nach 1969 auch in anderen Ländern darauf abzielten, „Sender als ganze zu erobern“ (Lampe, Panorama, S. 280). CDU und CSU gingen von der laut Lampe (Panorama, S. 277) nicht ganz von der Hand zu weisenden Überzeugung aus, die „linke“ Berichterstattung im Fernsehen hätte den Wahlausgang 1969 entschieden. Tatsächlich agierten in den 1960er Jahren „alle politischen Fernsehmagazine der ARD links von der Mitte“. Ebd., S. 271. Wie die Eroberung eines Senders „zuerst beim BR praktiziert“ wurde, schildert Lampe, Panorama, S. 280 ff. Zum mehr und mehr „zeitkritischen“ Journalismus der 1960er Jahre vgl. jetzt am Beispiel der Fernseh-Magazine auch von Hodenberg, Konsens und Krise, S. 302–322.

<sup>34</sup> Neue Kommentare, Nr. 1/1977, S. 3.

<sup>35</sup> Neue Kommentare, Nr. 16/1977, S. 9 ff., Zitat S. 11.

positionen kritisiert worden<sup>36</sup>. Der WDR in Köln kündigte einen Beitrag zur Polnischen Woche 1967 im Programmheft unter der Überschrift „Wroclaw (Breslau)“ an und sprach von einer Sängerin aus „Poznan, dem ehemaligen Posen“, während bei Warschau und Krakau solche Verrenkungen unterblieben<sup>37</sup>. 1970 war in einer ARD-Nachrichtensendung dann nurmehr von Kłodzko die Rede, als über ein Brandunglück in der Hauptstadt der ehemaligen schlesischen Grafschaft Glatz berichtet wurde<sup>38</sup>.

Selbst vor der Sportberichterstattung machten die erinnerungskulturell sensiblen Bezeichnungsfragen nicht halt. Als der WDR 1979 aus dem „Olympiastadion in Wroclaw“ ein Fußballspiel zwischen Borussia Mönchengladbach und Śląsk Wroclaw (Schlesien Breslau) übertrug, begründete Reporter Armin Hauve seine Ansage „Wroclaw“ statt „Breslau“ damit, daß er sich „sehr eingehend erkundigt“ habe, wie die Stadt wirklich heiße. Der Name „Wroclaw“ stamme, so lautete die sprachlich und historisch holprige Argumentation, „aus der Geschichte Polens nach einem alten polnischen Fürstengeschlecht, der Piasten, benannt. Breslau, das war einmal und deshalb sollten wir auch sagen, Wroclaw“. Im übrigen würden die Polen „sehr allergisch“ reagieren, wenn sie „Breslau hörten. [...] Wer will es ihnen verwehren?“<sup>39</sup> Daß polnische Deutschland-Reporter selbstverständlich von Köln als „Kolonia“ und von Münster als „Monastyr“ sprachen, reflektierte der WDR-Sportjournalist nicht. Namen von Städten, dies hatte Hauve ebenfalls kaum hinreichend bedacht, meinen nicht nur ihre Gegenwart, sondern auch ihre Vergangenheit. Das heißt, wer als Tourist heute nach Wroclaw fährt, interessiert sich vor allem auch für das alte Breslau<sup>40</sup>. Ein Beitrag zur Pflege des Erinnerungsortes „deutscher Osten“ wurde mittels Polonisierung alter deutscher Städtenamen jedenfalls nicht geleistet – ganz abgesehen davon, daß Sprachpolitiker wie Hauve das polnische „ł“, das nicht wie ein deutsches „l“, sondern eher als „w“ ausgesprochen wird, nur selten korrekt zu artikulieren verstanden.

In anderer Weise problematisch waren Dokumentarfilme wie der für den WDR produzierte Streifen des 30 Jahre alten Klaus Bednarz „Verlorenes Land – Gewonnenes Land“, der Ende August 1973 ausgestrahlt wurde. Die ARD-Pressestelle rückte den Film über die polnische Besiedlung Schlesiens nach 1945 ausdrücklich in die Ahnenreihe jener Reportagen der Neven-du Mont und Stehle, die schon in den 1960er Jahren manchmal mehr Verständnis für das Los der – teilweise selbst vertriebenen – polnischen Neusiedler in den Oder-Neiße-Gebieten zeigten als für das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen: „[...] sie kamen freiwillig oder auf militärischen Befehl, auf Wunsch der Partei oder auch, weil es sonst nichts gab, wo sie hängen können: die polnischen Siedler, die sich nach dem Krieg in Schlesien niederließen“<sup>41</sup>. So gut wie unter den Tisch fiel bei Darstel-

<sup>36</sup> BAK B 150/3345a: Informationsdienst Radio Bremen, 11. Dezember 1964: „Radio Bremen und Wenzel Jaksch“. BAK 150/3345b: I B 3 – 2525a – 2952/66, 4. Januar 1967, an Herrn Scholz.

<sup>37</sup> DOD, Nr. 43, 1967, S. 9.

<sup>38</sup> DOD, Nr. 2, 1970, S. 11.

<sup>39</sup> DOD, Nr. 1, 1979, S. 4. Nicht nur im Sportteil von *Welt* und *Bild* (7. Dezember 1979), sondern etwa auch in der *Süddeutschen Zeitung* (7. Dezember 1978) war dagegen von „Breslau“ die Rede.

<sup>40</sup> Vgl. Boockmann, Die Geschichte Ostdeutschlands, S. 13. Eine bemerkenswerte Episode ereignete sich in diesem Zusammenhang Anfang 2001, als der polnische Außenminister Włodzisław Bartoszewski in einem *Spiegel*-Gespräch unter anderem Stettin, Küstrin und Grünberg bei ihrem deutschen Namen nannte und den verwundert nachfragenden Journalisten („Sie verwendeten die alten Namen der polnischen Städte?“) erklärte: „Da habe ich keine Komplexe. Wenn ich mit dem deutschen Nachrichtenmagazin spreche, kann ich doch die deutschen Namen verwenden. Das hat mit Politik nichts zu tun.“ Der Spiegel, Nr. 4, 2001.

<sup>41</sup> DOD, Nr. 23/24, 1973, S. 5.

lungen dieser Art, daß es sich bei der Vertreibung der Deutschen überhaupt um ein Unrecht gehandelt hatte: „Ein Wort des Mitleids und des Bedauerns [...] für das Schicksal der vertriebenen Deutschen [...] wurde schmerzlich vermißt in diesem Film“, monierte Manfred R. Beer in der *Welt* und sprach von einer „Art Gefälligkeitsarbeit für die gegenwärtige Bonner Ostpolitik“<sup>42</sup>. Auch der Kritiker der *Süddeutschen Zeitung* bemängelte, daß „das Thema der Repressalien“ zu Beginn der polnischen Besiedlung 1945 „nicht erwähnt“ wurde.<sup>43</sup>

Angesichts der wachsenden Distanz zum historischen deutschen Osten in den öffentlich-rechtlichen Medien, in die sich eine streckenweise einseitige Negativ-Berichterstattung über die BdV-„Funktionäre“ und die Landsmannschaften fügte<sup>44</sup>, registrierten die Heimatvertriebenen im Gegenzug auch kleinere Silberstreifen am Horizont sehr aufmerksam: Sei es, wenn im sonst vielgescholtenen WDR, obgleich an dem ungünstigen Sendeplatz am Sonntag früh im Hörfunk, ein ziemlich ungeschminktes Bild von dem „kulturellen Völkermord“ vermittelt wurde, dem sich die in der CSSR verbliebene Minderheit der Sudeten-deutschen ausgesetzt sah; sei es, wenn der Sänger Heino bei einem vom WDR übertragenen Platzkonzert in Bottrop das Lied vom Riesengebirge, dem „deutschen Gebirge“, sowie das Schlesierlied zu Gehör brachte<sup>45</sup>, ja selbst schon dann, wenn angesichts des Verschwindens Königsbergs und Breslaus von den Landkarten der Nachrichtensendungen ein ZDF-Meteorologe im Februar 1972 „auch das Wetter in Schlesien und Ostpreußen“ mit ansagte (minus 15 bzw. 21 Grad) und bei dieser Gelegenheit an die – im Vergleich zur neuen west-deutschen Heimat – so strengen Winter dort erinnerte<sup>46</sup>, oder wenn einer seiner Kollegen die Sturmwolken über dem Norden der Bundesrepublik ausdrücklich „nach Ostpreußen“ abziehen ließ<sup>47</sup>.

In der Presselandschaft bot sich auch in den 1970er Jahren das aus der Dekade vorher gewohnte Bild. Der Hauptstrom, angeführt von den Hamburger Blättern, bewegte sich auf ausgesprochen vertriebenenkritischem Kurs<sup>48</sup>, wobei in der Begründung der aktuellen ostpolitischen Positionen teilweise fragwürdige Geschichtsbilder aufschienen. So veröffentlichte der *Spiegel* in seiner Titelgeschichte „Oder-Neiße-Grenze. Ende einer Illusion“ am 4. Mai 1970 eine ziemlich einseitige, auf polnisch-nationaler Linie liegende Darstellung der preußischen Politik im 19. Jahrhundert und schilderte sie als direkten Vorläufer

<sup>42</sup> Die Welt, 31. August 1973. Ähnliches galt wohl auch für eine Reportage des Süddeutschen Rundfunks über eine Breslau-Reise, die beharrlich von der „Universität Wrocław“ sprach. (DOD, Nr. 7, 1973, S. 7).

<sup>43</sup> Süddeutsche Zeitung, 31. August 1973.

<sup>44</sup> Vgl. etwa die ARD-Fernsehsendung vom 9. Februar 1977 (20.15 Uhr) „Reservate – Schlesien bewahren“, ein Film über die Arbeit der Landsmannschaft Schlesien am Beispiel ihrer Ortsgruppe in Neuenrade, wo es hiß, die Landsmannschaft betreibe „produktive Haßpolitik. [...] Es herrscht kalter Krieg in Neuenrade.“ (Der Schlesier, 25. Februar 1977), oder eine Kontraste-Sendung des SFB über die Deutsche Jugend des Ostens (DOD, Nr. 17, 1970, S. 12).

<sup>45</sup> DOD, Nr. 20, 1976, sowie Nr. 22, 1978, S. 2 f.; zu Heino, der als Kleinkind bis 1945 einige Jahre in Pommern gelebt hatte, in den 1950er Jahren der SPD nahestand und es heute „selbst anstößig findet“, daß einige seiner Erzeugnisse auf rechtsradikalen Websites besonders geschätzt und verkauft werden, vgl. den Bericht von Jan Feddersen, Eine Versöhnung mit Heino ist möglich, in: taz, 20. Januar 2005. Vgl. auch seine Erinnerungen: Heino, Und sie lieben mich doch.

<sup>46</sup> DOD, Nr. 5/6, 1972, S. 16.

<sup>47</sup> „Obwohl keiner den Menschen dort den Sturm wünschte“, hieß es im DOD (Nr. 2, 1976, S. 12), „war doch jeder froh, daß sie nicht nach Westpolen abzogen.“

<sup>48</sup> Vgl. etwa den Kommentar in der *Zeit* (vom 22. Mai 1970) zu den Pfingsttreffen der Landsmannschaften 1970.

„zu Hitlers Polen-Mord“<sup>49</sup>. Zudem fiel auf, daß die deutschen Tageszeitungen in der Rubrik „Was die anderen schreiben“ kaum je einen Auszug aus der Vertriebenen-Presse brachten, ja daß deren „Rufe“ zunehmend „ohne Widerhall“ blieben<sup>50</sup>. Kennzeichnend war auch, in welch unkritischer Weise ein großer Teil der westdeutschen Presse 1972 eine Ostberliner Meldung aufgriff und von der Entdeckung eines neuen Buches des Westpreußen Nicolaus Copernicus berichtete, das in das polnische Museum „Olsztyn“ aufgenommen worden sei. Daß es sich bei „Olsztyn“ um das alte ostpreußische Allenstein handelte, fiel entweder gar nicht mehr auf oder wurde jedenfalls dort nicht der Erwähnung für nötig befunden, wo der Sinn für die Bewahrung des ostdeutschen Kulturerbes zusehends schwand<sup>51</sup>. Fast nur die Kreisverbände der Landsmannschaft Westpreußen bemühten sich 1973 in über 100 Gedenkstunden landauf landab darum, anlässlich des 500. Geburtstages des astronomischen Pioniers mehr Aufmerksamkeit auf die Geschichte Westpreußens zu lenken<sup>52</sup>.

Ein gewisses Gegengewicht zu den ostpolitischen und erinnerungskulturellen Entwicklungen bildete nach wie vor die Springer-Presse, deren Verleger am Tag der Heimat in Berlin auch als Hauptredner in Erscheinung trat<sup>53</sup>. Als Berlins Regierender Bürgermeister 1970 einen Zuschuß zum Tag der Heimat ablehnte, kommentierte die *Berliner Morgenpost*: Nach der Unterzeichnung des Moskauer Vertrages verschärfe sich offensichtlich das „Kesseltreiben gegen die politischen Manifestationen der Vertriebenen. [...] Sollte [...] der Schlesier oder Ostpreuße jetzt noch wagen, sich als Vertriebener zu bezeichnen, muß er damit rechnen, pauschal in die Kategorie der Ewiggestrigen eingeordnet zu werden“<sup>54</sup>. In Springers politischem Flaggschiff, der *Welt*, waren Berichte zum alten deutschen Osten zu lesen, die auch in Vertriebenenkreisen Akzeptanz fanden. So sorgte Ende 1976 Manfred R. Beer in einer ganzseitigen Beilage für ein „Wiedersehen mit Stettin“, wo bis 1939 – „ausgenommen der polnische Konsul“ – kein Pole gewohnt habe. Beer informierte über die Aufbauleistungen nach 1945, aber auch über die Ödflächen, die Schlangen vor den Lebensmittelräden oder den Abriß deutscher Grabsteine und resümierte: Fünfzig Prozent der 10 000 alten Stettiner, die allein 1975 ihre alte Heimat besucht hatten, wollten dies wiederholen, während die anderen fünfzig Prozent sagten: „Nein, nie mehr“<sup>55</sup>.

<sup>49</sup> Der Spiegel, Nr. 19, 1970, S. 32.

<sup>50</sup> DOD, Nr. 14, 1975, S. 2f.

<sup>51</sup> DOD, Nr. 27, 1972, S. 6.

<sup>52</sup> Dem Bemühen Warschaus, den Domherrn Nikolaus Copernikus als Polen zu reklamieren (schon auf der Weltausstellung in Montreal 1967 hatte Warschau Copernikus gleichsam als den „größten polnischen Forscher aller Zeiten“ vorgestellt, DOD, Nr. 4, 1974, S. 7), setzte die Landsmannschaft den Hinweis auf dessen deutsche Abstammung entgegen. Bereits in den 1950er Jahren hatte ein bundesdeutsches Lehrbuch für den Geschichtsunterricht zu dem im Grunde ahistorischen Streit um die Nationalität eines Westpreußen im 15. Jahrhundert zutreffend bemerkt: „[...] was besagte es für die Größe seiner für alle Menschen wichtigen Tat, ob der Domherr Nikolaus Kopernikus deutschen oder polnischen Blutes war?“ (Ebeling, Deutsche Geschichte, 25 f.). Zu den Aktivitäten der Landsmannschaft und zur zentralen Feier in Nürnberg im Februar 1973 anlässlich des 500. Geburtstages des Astronomen vgl. den Bericht des Bundeskulturreferates (der Landsmannschaft Westpreußen) vom 28. Januar 1974, in: BAK B 106/44793. Vgl. auch die im Rahmen der Nürnberger Veranstaltung vorgestellte Festschrift von Friedrich Kaulbach u. a., Nicolaus Copernikus zum 500. Geburtstag, sowie Gauger, Der historische deutsche Osten, S. 72 f., 206 ff.

<sup>53</sup> Springer, Aus Sorge um Deutschland, S. 69 ff.

<sup>54</sup> DOD, Nr. 27, 1970, S. 4.

<sup>55</sup> DOD, Nr. 26, 1976, S. 10.

Am 17. Oktober 1974 – der Streit um die Vertreibungsdocumentation des Bundesarchivs hatte gerade einen Höhepunkt erreicht – startete die im Heinrich Bauer Verlag erscheinende Illustrierte *Quick* eine zunächst auf zwölf Folgen angelegte Serie, die ausführlich und mit vielen Farbphotos die Geschichte der deutschen Ostgebiete und des Sudetenlands bis zur Vertreibung behandelte<sup>56</sup>. Da die Redaktion der Zeitschrift die Zusammenarbeit mit den Vertriebenenverbänden gesucht hatte, sah der BdV dem publizistischen Unternehmen mit großer Erwartung entgegen<sup>57</sup> – und wurde nicht enttäuscht. „Quick bringt“, so hieß es zur Eröffnung der Serie, „was auf Anordnung der Bundesregierung noch immer geheimgehalten wird: den Bericht über eine unmenschliche Zeit, in der 14 Millionen Deutsche für einen furchtbaren Krieg bezahlen mußten“<sup>58</sup>. Die Illustrierte erinnerte an den Tagesbefehl eines russischen Generals: „Gnade gibt es nicht – für niemanden, wie es auch keine Gnade für uns gegeben hat“<sup>59</sup>, und an seine Folgen: „Und so wurden Frauen gekreuzigt, Kinder gemordet, Greise geschlachtet“<sup>60</sup>. Die „Menschenfalle Ostpreußen“<sup>61</sup> themisierte *Quick* ebenso wie den „Untergang des deutschen Schlesiens“, von dem „4 254 deutsche Gemeinden“ betroffen waren<sup>62</sup>, und nicht zuletzt den Massenselbstmord aus Angst vor den Russen: „Grünberg als Beispiel, die Stadt, in der 12,5 Prozent der Bevölkerung Selbstmord begingen“<sup>63</sup>. Angesichts des riesigen Interesses der Leser, das sich in einer Flut von Zuschriften an die Redaktion äußerte, verlängerte *Quick* die Serie schließlich auf 17 Folgen. Bald darauf übernahm die gleichfalls im Heinrich-Bauer-Verlag erscheinende Regenbogen-Postille „Wochenend“ die *Quick*-Documentation in abgeänderter Form. Der sogenannte „große Tatsachenbericht über die Flucht der Deutschen aus dem Osten“ war stärker komprimiert, dadurch aber „in der Gesamtaufmachung krasser“ und in den Schlagzeilen noch drastischer, wie z. B.: „Grauen ohne Ende – Stalin-Schüler spalten einer Greisin den Schädel“<sup>64</sup>.

Mochte man in der unter Mitwirkung der Landsmannschaften entstandenen *Quick*-Serie noch die alten Fronten im Vertreibungsdiskurs erkennen, so erweckte eine Debatte um polnische Verbrechen im berüchtigten Lager Lamsdorf 1977 einen anderen Eindruck. War jetzt, nach Abschluß der Ostverträge, die Bereitschaft auch im linken geschichtspolitischen Lager größer geworden – größer, als sie es noch während der Verjährungsdebatte 1964/65 war –, sich unvoreingenommen und ohne Aufrechnungsängste den an Deutschen begangenen Morden zuzuwenden? Manches spricht dafür. Die 1965 von der Landsmannschaft Oberschlesien erhobene Klage gegen sieben Wächter des Lagers Lamsdorf,

<sup>56</sup> *Quick. Deutschlands große Illustrierte*, 17. Oktober 1974 ff. Zur politischen Linie der *Quick* vgl. Holzer, Illustrierte und Gesellschaft.

<sup>57</sup> DOD, Nr. 28, 1974, S. 6.

<sup>58</sup> *Quick*, 17. Oktober 1974, S. 65.

<sup>59</sup> Ebd., S. 71.

<sup>60</sup> So faßte der DOD, Nr. 30, 1974, S. 7 f., den Bericht der *Quick* zusammen. Über Kreuzigungen informierte schon Band 1/1 der Dokumentation der Vertreibung (Dokument Nr. 4, S. 8), wo es in einem Bericht über russische Greueltaten im ostpreußischen Nemmersdorf im Oktober 1944 heißt: „An dem ersten Gehöft stand ein Leiterwagen [...] An diesem waren 4 nackte Frauen in gekreuzigter Stellung durch die Hände genagelt [...]“.

<sup>61</sup> *Quick*, 24. Oktober 1974, S. 36.

<sup>62</sup> *Quick*, 28. November 1974, S. 45.

<sup>63</sup> *Quick*, 5. Dezember 1974, S. 46. Die Suizidquote geht auf einen in der Dokumentation der Vertreibung, Band 1/2, S. 349, abgedruckten Bericht des Grünwalder Pfarrers Georg Gottwald zurück.

<sup>64</sup> DOD, Nr. 7, 1975, S. 8.

darunter den ersten Kommandanten Czeslaw Gęborski<sup>65</sup>, der nun als Polizeimajor in Katowitz tätig war<sup>66</sup>, führte nach grotesken Verzögerungen<sup>67</sup> 1977 in Hagen endlich zur Anklageerhebung. In der Ostblockpresse, die den Vorgang in einen Kontext mit angeblich revisionistischen Tendenzen auf dem CDU-Parteitag in Düsseldorf Anfang März 1977 rückte, hagelte es Proteste gegen die „antipolnische[n] Aktivitäten der westdeutschen Nationalisten und Revisionisten“<sup>68</sup>. „Wer in Auschwitz Millionen ermordet hat“, so hieß es in einem polnischen Kommentar wörtlich, habe „kein Recht andere zu beschuldigen“<sup>69</sup>.

Die Reaktion der bundesdeutschen Presse fiel aber – verglichen mit den sonstigen erinnerungskulturellen Divergenzen – von links bis rechts erstaunlich geschlossen aus. *Die Welt* wandte sich ebenso gegen den Vorwurf, der Prozeß diene der Aufrechnung<sup>70</sup>, wie die *Frankfurter Rundschau*, die ihre Position in die rhetorische Frage kleidete: „Werden Rechtsverletzungen wirklich gegenstandslos, wenn die politisch Verantwortlichen der Opfer dieser Rechtsverletzung sich selbst schwerer Rechtsbrüche schuldig gemacht haben? Ein seltsames Rechtsverständnis und wiederum nur Aufrechnung der anderen Seite“<sup>71</sup>. „Mord bleibt Mord“ bemerkte auch Gräfin Dönhoff in der *Zeit*, und sie fügte hinzu: „Revisionisten und Revanchisten – immer sind die Deutschen schuld, auch wenn die Polen Verbrechen begangen haben“<sup>72</sup>.

Die Reaktion auf den – 1979 allerdings ergebnislos abgebrochenen – Lamsdorf-Prozeß blieb nicht das einzige Indiz eines gewissen Klimawandels der Erinnerungskultur. Denn 1979 gelang dem Thema Vertreibung auch wieder der große Sprung in das Medium Fernsehen – und zwar spektakulärer als je zuvor –, nachdem die TV-Sendung „Holocaust“ Anfang des Jahres Millionen Zuschauer erschüttert hatte. Im Zuge der Diskussionen um den Film kam jetzt vielfach die Frage auf, weshalb nicht ebenso die an Deutschen begangenen Verbrechen gezeigt würden. Der aus Breslau stammende Südwestfunk-Redakteur Wolfgang Moser, der selbst etwa 100 Anrufe von Zuschauern entgegengenommen hatte, erstellte daraufhin für „Report“ aus Baden-Baden einen 26 Minuten langen Film über die Vertreibung. Davon waren fünf Minuten den nationalsozialistischen Verbrechen vorbehalten: „Wer über Verbrechen an Deutschen berichtet, ohne zu sagen, was ihnen vorausgegangen ist, der begibt Geschichtsfälschung. Das gilt aber auch für den, der verschweigt, was dann kam“<sup>73</sup>.

<sup>65</sup> In deutschen Quellen teilweise als „Gimborski“ auftauchend.

<sup>66</sup> Naimark, Flammender Haß, S. 165, sowie vor allem Urban, Deutsche in Polen. Urban berichtet über einen 1958 eröffneten Geheimprozeß gegen Gęborski, der im Tauwetter nach dem XX. KPdSU-Parteitag möglich wurde, aber mit einem Freispruch vor dem Wojewodschaftsgericht Oppeln endete. Eine Verurteilung hätte „auch die Frage nach seinen Vorgesetzten“ aufgeworfen; an deren Spitze hatte aber der zwischenzeitlich als KP-Parteichef amtierende Władysław Gomułka, damals Minister für die Wiedergewonnenen Gebiete, gestanden. Urban, Deutsche in Polen, S. 74–78, Zitat S. 77.

<sup>67</sup> Zwischenzeitlich waren die Akten, wie es im Schreiben des zuständigen Oberstaatsanwalts in Hagen 1975 hieß, „bedauerlicherweise außer Kontrolle geraten; sie konnten in der Zwischenzeit trotz eifriger Nachsuche nicht aufgefunden werden“. DOD, Nr. 1, 1976, S. 3; *Die Welt*, 7. Januar 1976.

<sup>68</sup> *Die Zeit*, 17. März 1977.

<sup>69</sup> Urban, Deutsche in Polen, S. 75. Vgl. auch den Bericht in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, 24. März 1977, über ein apologetisches Interview zum Thema Lamsdorf mit dem Direktor der Hauptkommission zur Erforschung von NS-Verbrechen in Polen, Czeslaw Pilichowski, in der Parteizeitung *Trybuna Ludu*.

<sup>70</sup> *Die Welt*, 10. März 1977.

<sup>71</sup> *Frankfurter Rundschau*, 11. März 1977.

<sup>72</sup> *Die Zeit*, 17. März 1977. Vgl. auch den sachlichen Bericht im *Spiegel*, Nr. 15, 1977, S. 118 ff. „Kriegsverbrechen. Außer Kontrolle“.

<sup>73</sup> DOD, Nr. 15, 1979, S. 2.

Die Ende Juni 1979 im ARD-Programm ausgestrahlte Sendung ging zwar „vom Raubdruck“<sup>74</sup> von Ahrens und von den polnischen und tschechoslowakischen Vertreibungs-schauplätzen aus, widmete sich aber am Beispiel Ungarns endlich auch einmal den Vorfällen im Südosten Europas. Der Präsident des Bundesarchivs, Hans Booms, nannte in dem Film die Zahl von 50 000 Toten, die „nachweislich durch Verbrechen“ umgekommen sind; rechne man Erhebungen u. a. des Statistischen Bundesamtes und der kirchlichen Suchdienste hoch, ergebe sich indes eine Gesamtzahl von 600 000 Vertreibungsverbrechen<sup>75</sup>.

Moderator Franz Alt kommentierte den Beitrag mit der Bemerkung: „Warum tabuisiert die Bundesregierung die Verbrechen an Deutschen bei Kriegsende?“ Es sei ein unhaltbarer Zustand, daß ein Deutscher, der sich mit dem Thema befassen wolle, auf den Raubdruck von Ahrens zurückgreifen müsse<sup>76</sup>, und daß die Bundesregierung die Dokumentation des Bundesarchivs zurückhalte, „weil dies nicht ins Konzept ihrer Ostpolitik paßt“. Doch „nicht nur die meisten Politiker“, ergänzte Alt selbstkritisch, sondern „auch wir Journalisten haben über ein wichtiges Kapitel deutscher Geschichte zu lange geschwiegen“<sup>77</sup>. Für bezeichnend hielt es der Fernsehmoderator zudem, daß das wichtigste Buch über die Vertreibung der Deutschen von einem Amerikaner (Alfred M. de Zayas) stamme.

Die Report-Redaktion erhielt hohes Lob u. a. von der *Frankfurter Allgemeinen*, weil sie es endlich „auf sich genommen“ habe, „wom Unaussprechlichen zu reden“. Die Dokumentation sei „neu und erregend“<sup>78</sup>. In der landsmannschaftlichen Presse war sogar davon die Rede, das „Tabu um die Vertreibungsverbrechen“ sei gebrochen<sup>79</sup>. Der *Spiegel* monierte zwar, daß die Arbeit des Bundesarchivs „von den sozialliberalen Entspannern geheimgehalten“ werde, bezog aber doch Gegenposition, weil „dieses Kapitel Zeitgeschichte“ durch die von Schieder zwischen 1953 und 1962 betreuten Bände „längst dokumentiert“ gewesen sei. Daß die Publikation „wie vieles aus der zeitgeschichtlichen Produktion der fünfziger und sechziger Jahre [...] weitgehend unbeachtet“ blieb, schrieb der *Spiegel* eher den allgemeinen „Verdrängungsmechanismen in der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft“ zu<sup>80</sup>.

Tatsächlich aber griffen auch beim Thema Vertreibung jetzt die üblichen Bewältigungsmechanismen, und es kam angesichts des „starken Echos“<sup>81</sup> auf die Report-Sendung zu einer Reihe weiterer Beiträge im Fernsehen. Daß das ZDF-Magazin anlässlich der zweiten, englischen Auflage des Buches von de Zayas das „heiße Eisen“ der „Schreckensdokumente“ über die Vertreibungsverbrechen aufgriff<sup>82</sup> – im übrigen ebenfalls nicht, ohne auf die auslösende Rolle der NS-Untaten hinzuweisen – war zu erwarten gewesen. Doch auch der Bayerische Rundfunk wurde nun im Rahmen der ARD aktiv, deren Fernseh-Programmdirektor Dietrich Schwarzkopf vor Journalisten im April 1979 die Vertreibung als ein wich-

<sup>74</sup> Beer, Verschlußsache, S. 393.

<sup>75</sup> DOD, Nr. 15, 1979, S. 2.

<sup>76</sup> Der Spiegel, Nr. 27, 1979, S. 75.

<sup>77</sup> DOD, Nr. 15, 1979, S. 2.

<sup>78</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28. Juni 1979.

<sup>79</sup> So formulierte es Clemens J. Neumann in der Zeitung der Donauschwaben. Beer, Verschlußsache, S. 393.

<sup>80</sup> Spiegel, Nr. 27, 1979, S. 75.

<sup>81</sup> Süddeutsche Zeitung, 26. Juni 1979.

<sup>82</sup> DOD, Nr. 20, 1979, S. 3.

tiges, auf jeden Fall zu behandelndes Thema bezeichnete. Im regionalen Bayerischen TV-Programm war schon Ende 1978 eine Sendereihe „Vertreibung und Vertriebene“ eingerichtet und ausdrücklich damit begründet worden, „daß die Interessen der Vertriebenen in der Öffentlichkeit lange Zeit vernachlässigt und nur unter parteipolitischen Gesichts- und Streitpunkten gesehen worden seien“<sup>83</sup>. 1979 begannen auf Initiative des BR-Chefredakteurs Rudolf Mühlfenzl die erfahrenen Fernsehautoren Jost von Morr und Eva Bertold in der zeitgeschichtlichen Redaktion – unter der Verantwortung von Henric L. Wuermerling und Norbert Matern – mit Dreharbeiten zu einer großen Dokumentation<sup>84</sup>. Sie verwendeten in Deutschland bisher nicht gezeigte Aufnahmen vor allem auch aus dem Privatarchiv eines in den USA lebenden Russen und interviewten zahlreiche Augenzeugen aus den Oder-Neiße-Gebieten, dem Sudetenland, der Batschka, dem Banat und Siebenbürgen<sup>85</sup>.

Die „Trilogie millionenfachen Leidens und Sterbens“<sup>86</sup> wurde von der ARD – die ersten beiden Teile „Inferno im Osten“ und „Die Rechtlosen“ zur besten Sendezeit um 20.15 Uhr – zwischen dem 29. Januar und dem 8. Februar 1981 ausgestrahlt. Trotz zeitweiliger Konkurrenz des „Derrick“ im ZDF sahen sich sechs bis zehn Millionen Menschen die Reihe im Fernsehen an, wobei die Einschaltquote bis zu 26 Prozent erreichte<sup>87</sup>. Angesichts der ungewöhnlich und wohl auch unerwartet starken Wirkung der FernsehSendung änderte das Erste Deutsche Fernsehen sein für den 10. Februar geplantes Programm und schob eine 90-minütige Diskussionssendung nach. Offensichtlich war es den drei Filmen über „Flucht und Vertreibung“ gelungen, auch einige jener emotionalen Verhärtungen zu lösen, „die betroffene [...] Zuschauer angesichts mancher seelischer Qual von Heimatlosigkeit, von Nichtbeachtung oder gar von Verachtung seit jenen Tagen vor sich und den anderen zu verbergen gewohnt waren“. Von den Vertriebenen selbst wurde „der gelegentlich erschütternde Ausbruch des Erlittenen“ sogar als „eine Art menschlicher Wiedergutmachung“ empfunden, „die längst einmal auch in aller Öffentlichkeit fällig war“<sup>88</sup>. Mit Genugtuung registrierte man im BdV, daß die TV-Serie „ein Stück der Mauer des Schweigens durchbrochen“ habe, hinter welcher „der Vorgang der Vertreibung verdrängt worden“ sei, vor allem aber, daß nur „einige wenige deutsche Journalisten und Politiker“ sich der im Ostblock laut werdenden Kritik anschlossen<sup>89</sup>.

Bei dieser Wahrnehmung scheint aber ein wenig der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen zu sein. Denn auch wenn es keine geschlossene linke Phalanx gegen den Film gab, war unübersehbar, wie schwer man sich vielfach mit ihm tat. Der Pressedienst der SPD-Bundestagsfraktion veröffentlichte Fragen, „die von den Autoren des Films nicht gestellt wurden“. Sie hätten „die Ursachen, die Gründe und die Quellen nicht genannt, die zu solchen Haßausbrüchen geführt haben“ und dadurch dem „notwendigen moralischen Ausgleich mit unseren polnischen, tschechischen und ungarischen Nachbarn“ gescha-

<sup>83</sup> DOD, Nr. 1, 1981, S. 2.

<sup>84</sup> Als Buch zum Film erschienen: Mühlfenzl, Geflohen und vertrieben.

<sup>85</sup> DOD, Nr. 1, 1981, S. 2; Nr. 4, 1981, S. 3.

<sup>86</sup> So titelte der DOD, Nr. 4, 1981, S. 3.

<sup>87</sup> Vgl. das Manuskript „Eine Sendung und ihr Feed-back. Das Echo auf die Sendereihe ‚Flucht und Vertreibung‘ des BR“, S. 4, sowie GFK-Kundendienst/GR, Sonntag, 1. Februar 1981, in: Historisches Archiv des Bayerischen Rundfunks. FS 2526.

<sup>88</sup> DOD, Nr. 4, 1981, S. 3.

<sup>89</sup> Ebd., S. 3 f.

det<sup>90</sup>. Obwohl ein Teil der Zuschauerpost ganz im Gegenteil bemängelte, daß der „HOLOCAUST so deutlich gezeigt“ und die „FLUCHT verniedlicht“ worden sei<sup>91</sup>, hielt auch Rupert Neudeck im *Vorwärts* die Sendereihe für „mißlungen“; sie habe den Gesamtverlauf von „actio“ und „reactio“ nicht klar genug herausgearbeitet<sup>92</sup>. SPD-nahe Medien schlossen sich dieser Bewertung an. *Der Spiegel* ließ den 1975 emigrierten tschechischen Publizisten Werner Paul zu Wort kommen, der dem Film falsche „Perspektiven“ vorwarf und zudem – historisch verharmlosend – von einer nur „angebliche[n] Unterdrückung der deutschen Minderheit“ in Polen und der Tschechoslowakei nach 1918 sprach<sup>93</sup>. Wie die *Stuttgarter Zeitung* bemängelte, gaukele der Film „vielleicht manchem redlichen Pommern oder Ostpreußen, der hier Wurzeln geschlagen hat und ein zufriedener Schwabe oder Hamburger geworden ist, ein falsches Recht auf die Heimat vor“. Die ausgerechnet vom Bayerischen Rundfunk ausgestrahlte Sendung habe letztlich „wie ein Echo oder eine Antwort auf ‚Holocaust‘ aus dem ‚roten‘ WDR“ gewirkt<sup>94</sup>.

Neben den linken Kritikern gab es aber auch Journalisten, die die alten ostpolitischen Schützengräben verließen und – wie Karl-Heinz Janßen in der *Zeit* – den Vorwurf des Revanchismus gegen den Filmautor von Morr zurückwiesen. Gerade dieser habe doch früher in einer ganzen Reihe von Dokumentationen die Verbrechen des NS-Regimes angeprangert. Auch den Einwand, der Film leugne die geschichtlichen Kausalzusammenhänge, wie ihn in vorsichtiger Form etwa der Bonner Professor Hans-Adolf Jacobsen erhoben hatte, ließ Janßen nicht gelten. Vielmehr wertete er die Sendung als „volkspädagogische Tat“: „Wer gesehen hat, wie Frauen bei der Schilderung ihrer Erlebnisse noch nach mehr als drei Jahrzehnten in Tränen ausbrachen, wie auch Männern die Stimme zu versagen drohte, der begriff auf einmal: Diese Menschen haben seelisch noch nichts verarbeitet, sie sind fürs Leben gezeichnet“<sup>95</sup>.

Noch bevor die Sendung überhaupt ausgestrahlt war, wurde sie schon zum Ziel massiver Angriffe aus dem Ostblock. Eugeniusz Gut publizierte in *Zycie Warszawy* und weiteren Zeitungen in Danzig, Stettin, Oppeln und Allenstein einen Artikel, der von einer Rückkehr „zu den schlimmsten Zeiten der antipolnischen Kampagne in der Bundesrepublik“ sprach, als Polen und die anderen sozialistischen Länder monatelang „für angebliche Verbrechen an Deutschen angeprangert“ worden seien. Sowohl die vom Fernsehen ausgewählten „revanchistischen“ Autoren wie die Federführung des Bayerischen Rundfunks („konservativster aller ARD-Sender“) stellten eine Provokation dar<sup>96</sup>. Radio Moskau wertete den Film gar „als ein neues Symptom der Doppelgleisigkeit der Bonner Politik“, die im Zusammenhang „mit den Ereignissen in Polen“ (d. h. dem Erstarken der Solidarnosc) „besonders kraß zu Tage tritt“. Der Film sei Teil der psychologischen Kriegsführung des Westens und zerstöre im Verein mit dem „materiellen Wettrüsten“ die Grundlagen der

<sup>90</sup> Informationen der Sozialdemokratischen Bundestagsfraktion, 16. Februar 1981. Betr.: Fernsehfilm „Flucht und Vertreibung“, in: Historisches Archiv des Bayerischen Rundfunks, FS 2526.

<sup>91</sup> Zuschauerpost, in: Historisches Archiv des Bayerischen Rundfunks, FS 2526 (Großschreibung im Original).

<sup>92</sup> *Vorwärts*, 19. Februar 1981.

<sup>93</sup> *Der Spiegel*, 16. Februar 1981, S. 31, 32.

<sup>94</sup> So Wolfgang Ignée in der *Stuttgarter Zeitung*, 14. Februar 1981.

<sup>95</sup> *Die Zeit*, 20. Februar 1981.

<sup>96</sup> Manuskript „Resonanz der osteuropäischen Medien zum Fernsehfilm ‚Flucht und Vertreibung‘. 1. Polen. 19. 01. 81“, in: Historisches Archiv des Bayerischen Rundfunks, FS 2526.

internationalen Zusammenarbeit<sup>97</sup>. Den nationalkommunistischen Polemiken trat Lew Kopelew, der ausgebürgerte russische Schriftsteller, mit dem Satz entgegen: „Die Wahrheit kann niemals Revanchismus sein“<sup>98</sup>. Die *Neue Zürcher Zeitung* meinte ebenfalls, es müsse dreieinhalb Jahrzehnte nach Kriegsende erlaubt sein, über Geschehnisse zu sprechen, „die auch für die Siegerseite kein Ruhmesblatt bedeuten“<sup>99</sup>.

In den Reaktionen deutscher Zuschauer, die sich in über zweitausend Briefen an den Bayerischen Rundfunk artikulierten, kehrte ein Satz immer wieder: „Es bleibt freilich die Frage, weshalb man auf diese Fernsehserie *fünfundreißig Jahre* warten mußte?“ Der Hinweis auf eine Reihe früherer Einzelsendungen beider deutscher Fernsehanstalten zum Flüchtlingschicksal, so Rudolf Mühlfenzl, gehe am Kern der Fragestellung vorbei: „Machen wir uns nichts vor und gestehen wir es uns endlich ein: das Thema ‚Flucht und Vertreibung‘ war in der Bundesrepublik so gut wie tabu“. Der BR-Fernsehchef machte hierfür das „geschichtslose Bewußtsein unserer Zeit“ und das „Konzept der Entspannungspolitik“ verantwortlich, in welches die Erinnerung an die gewaltsame Vertreibung so „gar nicht [...] paßte“<sup>100</sup>. Dagegen setzte Janßen in der *Zeit* einen etwas anderen Akzent: Nach 35 Jahren „Vergangenheitsbewältigung“ habe die Fernsehtrilogie „Flucht und Vertreibung“ schlagartig deutlich gemacht, daß die Deutschen „über dem Erkennen und Bekennen der nationalen Schuld an den Völkermorden im Zweiten Weltkrieg einen nicht minder folgenreichen Teil ihrer Zeitgeschichte vernachlässigt haben: [...] das Blutgericht [...], das 1945 über achtzehn Millionen Deutsche in den Ostprovinzen des Reiches, im übrigen Ostmitteleuropa und auf dem Balkan hereinbrach“<sup>101</sup>.

Eineinhalb Jahre nach der ARD-Serie brachte das ZDF am 29. November 1982 um 21.20 Uhr, nach dem *Heute-Journal*, das Dokumentarspiel „Flucht aus Pommern“<sup>102</sup> von Eberhard Schubert, das sich darum bemühte, „sine ira et studio“<sup>103</sup> dieses dunkle Kapitel deutscher Geschichte zu beleuchten. Es ging von einer Situation aus, die der Dokumentation der Vertreibung entnommen war, und schilderte am Beispiel einer jungen – westdeutschen! – Frau mit Kind auf einem Gut in Ostpommern im Winter 1944/45 „eine winzige Episode des Front- und Fluchtinfenos“, die nachempfinden ließ, „was jenen zumeist wehr- und schutzlosen Menschen zugefügt wurde“<sup>104</sup>. Eine wichtige Rolle spielte ein sowjetischer Offizier, der die Erschießung des gegen eine Vergewaltigung einschreitenden Flüchtlingsstreckführers verhindert und später französischen Kriegsgefangenen und „einer zutiefst schockierten Flüchtlingsfrau“ erklärt, wie es bei den sowjetischen Soldaten zu der Einstellung „Töten und nehmen, was sie wollen“ gekommen war. Auch die Schuld der nationalsozialistischen Führung, die allzu lange unsinnige Durchhaltebefehle herausgegeben und die Evakuierung hinausgeschoben hatte, kam dabei zur Sprache. Wie in dem „zeitgeschichtlichen Vorbild ‚Holocaust‘“, so kommentierte die Medienkritik der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 20. Februar 1981.

<sup>97</sup> Radio Moskau/dtsch/3.2.81/1720/Sf in: Historisches Archiv des Bayerischen Rundfunks, FS 2526.

<sup>98</sup> Zit. bei Mühlfenzl, *Geflohen und vertrieben*, S. 10.

<sup>99</sup> Neue Zürcher Zeitung, 2. November 1981. Vgl. auch Helbig, *Der ungeheure Verlust*, S. 75 ff.

<sup>100</sup> Mühlfenzl, *Geflohen und vertrieben*, S. 8.

<sup>101</sup> Die *Zeit*, 20. Februar 1981.

<sup>102</sup> Drehbuch des Films „Flucht aus Pommern“ in: ZDF-Drehbücher. Invent.-Nr. 17255 (ZDF-Unternehmensarchiv).

<sup>103</sup> So die Ankündigung des ZDF in: ZDF Presse – Programm. 48. Woche. 29. November–5. Dezember 1982, S. 26 (ZDF-Unternehmensarchiv).

<sup>104</sup> DOD, Nr. 22, 1982, S. 3.

ter Allgemeinen, seien die Rollen von Gut und Böse in dem Film „exakt verteilt: böse und unermeßlich dumm sind die Nazi-Funktionäre, die Wehrmachtssoldaten verstört, die treckenden Bauern hilfreich und gütig. Dennoch gelingt es dem Film, ohne Humanitätsduselei, das Verhalten der einmarschierenden Sowjetsoldaten [...] begreifbar zu machen. [...] Grausame Folgen eines grausigen Krieges“<sup>105</sup>.

Verdanken sich die Produktionen der späten 1970er und frühen 1980er Jahre zweifellos – auch – dem „Holocaust-Boom“, so hatten die Medien bereits in den Vorjahren – unabhängig von ihrem ostpolitischen Standpunkt – durch Besprechung belletristischer Literatur mit ostdeutschem Bezug Beiträge zur Erinnerungskultur geleistet. Genannt sei beispielsweise<sup>106</sup> die schlesische „Tetralogie“, bestehend aus den Romanen „Die erste Polka“ (1975), „Septemberlicht“ (1977), „Zeit ohne Glocken“ (1979) sowie „Erde und Feuer“ (1982), mit der Horst Bienek aus Gleiwitz seiner Heimat ein bleibendes Denkmal setzte: „Oberschlesien ist der eigentliche Held dieser Romane“<sup>107</sup>. Große Publikumserfolge wurden in den 1970er Jahren auch die Romane des Ostpreußen Arno Surminski, der nach der Deportation seiner Eltern 1945 in der Nähe von Rastenburg zurückgeblieben und erst später nach Schleswig-Holstein gekommen war<sup>108</sup>. Ebenso wie Surminski von seiner masurischen Heimat geprägt war Siegfried Lenz, der den Landsmann an literarischem Rang noch übertraf. Bereits früher hatte Lenz mit den scherhaften Erzählungen „So zärtlich war Suleyken“ (1955) einen bleibenden Beitrag zur Erinnerung an das südliche Ostpreußen geleistet. 1978 erschien sein großer, später verfilmter Roman „Heimatmuseum“, dem es „um eine höchst subtile Bewältigung von Schuld und Verstrickung in der jüngsten deutschen Geschichte zu tun ist“. In landsmannschaftlichen Kreisen setzte es zwar teils heftig Kritik an dem Roman mit seiner Absage an jede „heimattümelnde und sentimentale Erinnerungsschau“<sup>109</sup> (das in Schleswig-Holstein wiedererrichtete masurische „Heimatmuseum“ wird von seinem Gründer aus Protest gegen die Versuche, es vertriebenenpolitisch zu instrumentalisieren, am Ende gezielt in Brand gesetzt); andererseits attestierte die BdV-Presse der großen Erzählung über das alte Masuren und dessen Untergang, wie kaum ein anderer Roman vor ihm den Kriterien des § 96 BVFG zur ostdeutschen Kulturpflege zu entsprechen<sup>110</sup>.

Wie zerklüftet die Erinnerungslandschaft war, hatte sich bereits einige Jahre vorher drastisch gezeigt, als der erste Teil der Bienekschen Tetralogie erschien und eine Welle von Leserbriefen im *Schlesier* den Schriftsteller heftig attackierte. Bienek erwiderte: „Schle-

<sup>105</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. Dezember 1982; vgl. auch die Kritik von Norbert Matern, *Sah so die Flucht aus?*, in: *Die Welt*, 1. Dezember 1982.

<sup>106</sup> Die folgende Auswahl bekannter Autoren kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Zu anderen, hier nicht näher beschriebenen Schriftstellern wie Gertrud Fussenegger und Josef Mühlberger (Böhmen), Werner Bergengruen und Otto von Taube (Deutschbalten), Ernst Wiechert (Ostpreußen), Ilse Tielsch (Mähren) oder Heinz Piontek (Oberschlesien) vgl. den gelungenen Tagungsband von Kroll, Flucht und Vertreibung in der Literatur; zu Kurt Ihlenfeld oder Hugo Hartung, die beide den Untergang Schlesiens zum Thema machen, vgl. die literaturwissenschaftliche Analyse von Schneiß, Flucht, Vertreibung und verlorene Heimat. Wichtig auch die Studie des in Schlesien geborenen amerikanischen Germanisten und Kulturwissenschaftlers Helbig, *Der ungeheure Verlust*.

<sup>107</sup> Rautenberg, *Die Vertreibung*, S. 277. Vgl. hierzu auch die anlässlich der Verleihung eines Literaturpreises auf Bienek gehaltene Laudatio von Broszat, *Eine zeitgeschichtliche Roman-Tetralogie*, sowie Helbig, *Der ungeheure Verlust*, S. 178 ff.

<sup>108</sup> „Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“ (1974); „Kudenow oder An fremden Wassern weinen“ (1978/79). Vgl. Rautenberg, *Die Vertreibung*, S. 275.

<sup>109</sup> Rautenberg, *Die Vertreibung*, S. 275.

<sup>110</sup> DOD, Nr. 20, 1978, S. 8.

sien ist mir zu heilig, als daß ich die Erinnerung, die geistige Aura, das kulturelle Erbe, das mich damit verbindet, den Schlesierverbänden überlassen möchte“<sup>111</sup>. Die tiefen Gräben zwischen den landsmannschaftlich organisierten „Heimatvertriebenen“ und den „anderen“ Vertriebenen waren auch in der literarischen Auseinandersetzung mit dem verlorenen „deutschen Osten“ einer der Gründe, weshalb die Konstruktion eines kollektiven Erinnerungsortes „Flucht und Vertreibung“ nicht gelingen wollte<sup>112</sup>. Hinzu kam, daß etwa „Die Blechtrommel“ von Grass, die 1978 unter der Regie von Volker Schlöndorff verfilmt und zuerst im Kino, dann im Fernsehen zu einem großen Publikumserfolg wurde, mehr eine herrschende Moral erregte, als daß sie als ein Stück ostdeutscher Trauerarbeit, „vielleicht sogar das nachhaltigste, das es im Nachkriegswestdeutschland gab, aufgefaßt worden wäre“<sup>113</sup>. Und gilt nicht auch für die übrige „ostdeutsche“ Literatur, was über das Werk des ostpreußischen Lyrikers und Erzählers Johannes Bobrowski gesagt worden ist: Daß wir „das Licht aus dem Schattenland, den Rhythmus der Sarmatischen Zeit und den Klang der Litauischen Klaviere [...] mit unserem neuesten Welt- und Zeitgefühl“ registrierten: „als Lyrik ohne Raum und Zeit, als schönsten Klang, ohne dem nachzugehen, woher er stammte“<sup>114</sup>.

Die schon in den 1960er Jahren zu beobachtende Tendenz, daß sich „die großen und bekannten Autoren des deutschen Ostens [...] bei den großen Verlegern des Westens“, bei Hoffmann und Campe, Desch, DVA, Hallstein etc. fanden, setzte sich fort. Wie hilfreich das für die Verbreitung ostdeutscher Literatur prinzipiell war, „der so ein ‚Ghetto-Schicksal‘ erspart“ blieb, konstatierte man nach der Frankfurter Buchmesse 1974 auch im BdV<sup>115</sup>. Auf der anderen Seite gab es nur noch „dreieinhalb“ genuin ostdeutsche Verlage, vor allem den zu 80 Prozent sudetendeutschen Aufstieg Verlag München, die als „die letzten Mohikaner des deutschen Ostens“ mühsam ihre Stellung zu halten suchten und nur noch den Rezessenten der Heimatpresse und wenigen „Eingeweihten“ etwas sagten. Graefe und Unzer dagegen, einst ein beachtliches ostpreußisches Verlagsunternehmen „mit respektabilem Ostpreußen- und Schlesienprogramm“ verschmorte (mittels seiner Kochbücher) gleichsam in der „lukullischen Garküche des Wohlstandsbürgers“ und dachte kaum mehr daran – schon gar nicht unsubventioniert –. Schriftum zum alten deutschen Osten zu verlegen<sup>116</sup>.

Wie aber sah es im Bereich der wissenschaftlichen Literatur aus? Hier verstärkten sich die bereits in den 1960er Jahren einsetzenden Tendenzen zur weiträumigen Umgehung eines Themas, das vermeintlich allein der „Aufrechnung“ deutscher Schuld diente, nach den Schlachten um die Ostverträge noch weiter. Der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten haftete vor allem in den Augen jüngerer, sich politisch progressiv definierender Forscher mehr denn je „eine Art von Hautgout“<sup>117</sup> an, so daß vor allem die Beschäftigung

<sup>111</sup> Hahn, Flucht und Vertreibung, S. 350.

<sup>112</sup> Vgl. hierzu Hahn, Flucht und Vertreibung, S. 350 f., die allerdings ausschließlich die organisierten Heimatvertriebenen für diese Entwicklung verantwortlich machen.

<sup>113</sup> Schlögel, Die Mitte liegt ostwärts, S. 76.

<sup>114</sup> So Schlögel, ebd., mit Anspielung auf Literatur des nach 1949 in Ostberlin lebenden, aber auch im Westen publizierenden Bobrowski, die stark von der Landschaft Litauens und vom antiken Sarmatien, dem Land zwischen Weichsel und Don, geprägt ist. Bobrowski, Sarmatische Zeit; ders., Schattenland Ströme; ders., Litauische Claviere.

<sup>115</sup> DOD, Nr. 29, 1974, S. 11.

<sup>116</sup> Vgl. Georg Hermanowskis Bericht von der Frankfurter Buchmesse im DOD, Nr. 29, 1974, S. 11 f.

<sup>117</sup> Boockmann, Wo liegt Ostdeutschland?, S. 17.

mit dem Vertreibungsgeschehen selbst als politisch inkorrekt erschien. Es war alles andere als ein Zufall, daß das wichtigste Buch zur Vertreibung in den 1970er Jahren aus der Feder des amerikanischen Völkerrechtlers de Zayas kam. Schon als junger Harvardstudent war de Zayas durch die Vertreibungen im Rahmen des Vietnam-Krieges für das Thema sensibilisiert worden und als Fulbright-Stipendiat nach Deutschland gekommen. Mit Fokus auf die Miterantwortung der Anglo-Amerikaner – und ein amerikanisches Publikum – lieferete de Zayas eine zumindest aus Sicht der deutschen Vertriebenen „gelungene Zusammen schau“ der vorliegenden Erkenntnisse, die sich nicht nur an die wissenschaftliche Welt richtete<sup>118</sup>.

Das Anfang 1977 zunächst in englischer Sprache, noch im selben Jahr auch in einer deutschen Übersetzung beim Beck-Verlag erscheinende Buch<sup>119</sup> fand indes in der deutschen Fachwelt keine sehr wohlwollende Aufnahme. Lothar Kettenacker monierte in seiner HZ-Rezension der englischen Ausgabe, de Zayas habe sich die Argumentation der von ihm zahlreich interviewten Vertriebenen, darunter „eine stattliche Anzahl ostelbischer Großgrundbesitzer sowie fast alle prominenten Sprecher der Vertriebenenverbände im deutschen Bundestag“, zu sehr zu eigen gemacht; die Perspektive osteuropäischer Wissenschaftler auf das Geschehen werde in dem Buch dagegen vernachlässigt, die deutschen Kriegsverbrechen in Osteuropa ausgeklammert und der Warschauer Vertrag allzu kritisch, „rein legalistisch“ betrachtet<sup>120</sup>. In der Besprechung der deutschen Version des Buches beschränkte sich der aus Ostpreußen stammende, eher konservative Andreas Hillgruber in der HZ ein Jahr später auf einen knappen Bericht und enthielt sich jeder wertenden Aussage<sup>121</sup>.

Angesichts einer – wie Kettenackers Besprechung deutlich macht – auch politisch motivierten Rezeptionsgeschichte wird nachvollziehbar, daß es ein couragierter Privatdozent der Osteuropäischen Geschichte in Erlangen in einem Hauptseminar zur Vertreibung noch Mitte der 1980er Jahre für notwendig erachtete, defensiv-rechtfertigende Bemerkungen zu machen, um nicht allein aufgrund der Themenwahl in einen falschen, revisionistischen Verdacht zu geraten<sup>122</sup>. An den Universitäten Bremen und Marburg wurde der Begriff „Vertreibung“ durch den Begriff der „Völkerwanderung“ ersetzt<sup>123</sup>; stellenweise löste sich die offensichtlich unzeitgemäß gewordene Vertreibungsgeschichte „gleichsam in Migrationsgeschichte auf“<sup>124</sup>, wobei die Vertreibung manch fortschrittlichem Forcher nur mehr als „abrupte Lösung“ eines ansonsten „kontinuierlichen Prozesses der Ost-West-Wanderung im Rahmen der sektoralen Strukturwandlungen“<sup>125</sup> erschien. So richtig es einerseits war, der multiethnischen Dimension der Geschichte Ostmitteleuropas (Masuren, Oberschlesien etc.) verstärkt Aufmerksamkeit zu schenken, die während des Bemühens

<sup>118</sup> DOD, Nr. 6, 1978, S. 7.

<sup>119</sup> De Zayas, *Nemesis at Potsdam*; dt. unter dem Titel: *Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen*.

<sup>120</sup> HZ 227 (1978), S. 222–224, hier S. 224.

<sup>121</sup> HZ 229 (1979), S. 748 f.

<sup>122</sup> Kittel, *Preußens Osten*, S. 451.

<sup>123</sup> Schlechte, *Ostdeutschland*, S. 5.

<sup>124</sup> Stickler, *Ostdeutsch*, S. 14. Vgl. dagegen die Einleitung von Dierk Hoffmann, Marita Krauss und Michael Schwartz in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband: *Vertriebene in Deutschland*, S. 11: „Freiwillige Wanderung und erzwungene Flucht, Vertreibung oder Deportation müssen typologisch klar voneinander unterscheidbar bleiben“.

<sup>125</sup> Wiesemann/Kleinert, *Flüchtlinge*, S. 307. Vgl. auch den von der Bundeszentrale für politische Bildung verbreiteten Sammelband von Bade, *Deutsche im Ausland*.

der Vertriebenenverbände um Legitimation des deutschen Anspruchs auf die Ostgebiete vielfach zu kurz kommen mußte, so fragwürdig war der dabei manchmal entstehende Eindruck, der gesamte „deutsche Osten“ sei eigentlich bis in die Gegenwart hinein eine einzige ethnische Mischzone gewesen. Denn auf einen großen Teil der Oder-Neiße-Gebiete traf dies einfach nicht zu<sup>126</sup>.

Parallel zu diesen Entwicklungen setzte sich der „Vorgang der gleichsam historiographischen Polonisierung der ostdeutschen Gebiete“<sup>127</sup> fort. Mit diesen Worten hat Klaus Zernack seine Diagnose einer „tiefe[n] Krise“ der „Landesgeschichte Ostdeutschlands“<sup>128</sup> 1992 auf den Punkt gebracht. Trotz der weitreichenden erinnerungskulturellen Zielvorgaben Willy Brandts änderte sich auch nach 1969 nichts daran, „daß wir in Deutschland mit dem institutionellen, personellen und auch national-kulturellen Aufwand“ nicht konkurrieren konnten, der für diese Arbeit in Polen nach 1945 zur Verfügung stand<sup>129</sup>. Die Geschichte der altostdeutschen Länder wurde zu einer Domäne der polnischen Geschichtswissenschaft<sup>130</sup>. Hartmut Boockmann erklärte diese Entwicklung kurz vor dem historischen Umbruch 1989/90 auch damit, daß Landesgeschichte in Deutschlands Westen „rhein-donauländische Heimatkunde“ sei, im Osten eine strikt auf das Gebiet der alten DDR begrenzte Regionalgeschichte. Boockmann machte aber auch deutlich, daß diese Kritik nicht die Leistungen schmälern kann, die gerade in Anbetracht der geringen Mittel von den Historischen Kommissionen für die einzelnen ostdeutschen Länder erbracht worden sind<sup>131</sup>.

Boockmanns Erklärungsansatz ist insofern ergänzungsbedürftig, als die ostdeutschen Regionen, vom oberschlesischen Industriegebiet und dem katholischen Ermland abgesehen, so gut wie sämtlich zum flachen evangelischen Land gehörten. Und dessen Geschichte war – auch im westdeutschen Raum – ohnehin „nie das Lieblingskind einer einflußreichen Forschungsrichtung in der deutschen Nachkriegshistoriographie“ gewesen<sup>132</sup>. Das Hauptaugenmerk galt bekanntlich lange den gesellschaftlichen Entwicklungen in der Arbeiterschaft oder im Bürgertum der städtischen Zentren, nicht aber den politischen und sozialen Prozessen in der Agrarprovinz; und die daraus resultierenden Defizite wurden im evangelischen Bereich auch nicht durch eine Historiographie ausgeglichen, die der besser organisierten Katholizismus-Forschung in der Bundesrepublik irgendwie vergleichbar gewesen wäre<sup>133</sup>.

Die entscheidende Frage bleibt, wie sich die professionelle Historikerschaft – über Schieders Dokumentationsprojekt hinaus – zum harten Thema der Vertreibungsverbrechen und zu anderen heiklen Fragen des deutschen Ostens in der Zeitgeschichte verhalten

<sup>126</sup> So auch Boockmann, *Die Geschichte Ostdeutschlands*, S. 11. Zur angesprochenen Problematik vgl. auch Olicher, *Osteuropaforschung als „Deutschumsforschung“?*, und Overkrome, *Zur Kontinuität ethnozentrischer Geschichtswissenschaft*.

<sup>127</sup> Zernack, *Der historische Begriff „Ostdeutschland“*, S. 163. Zustimmend hierzu Hackmann, *Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht*, S. 330 f.

<sup>128</sup> Zernack, *Der historische Begriff „Ostdeutschland“*, S. 161.

<sup>129</sup> Ebd., S. 162.

<sup>130</sup> Dabei wurde allerdings das Faktum der früheren Anwesenheit der Deutschen in den neuen polnischen Westgebieten vor 1989 überwiegend von der politischen Opposition thematisiert.

<sup>131</sup> Boockmann, *Deutsche Geschichte ist mehr als rhein-donauländische Heimatkunde*, S. 12.

<sup>132</sup> Pyta, *Dorfgemeinschaft*, S. 16; vgl. auch Kittel, *Provinz zwischen Reich und Republik*, S. 21 f.

<sup>133</sup> Vgl. z. B. die auch aus schlesischen Quellen gearbeitete, bei der Kommission für Zeitgeschichte veröffentlichte Studie von Vogel, *Katholische und nationale Kampfverbände in der Weimarer Republik*.

hat? Wie selten sich wissenschaftliche Qualifikanten hier heranwagten und Meilensteine der Forschung setzten – anders als im Bereich der Vertriebenenintegration<sup>134</sup> – ist unübersehbar<sup>135</sup>. Martin Broszat, 1972 zum Direktor des Instituts für Zeitgeschichte avanciert, gab in einer Pressemitteilung wohl die herrschende Meinung zumindest der öffentlichkeitswirksamen Teile der Zunft wieder, als er den teilweise als „Enttabuisierung“ begrüßten Beschuß des neuen CSU-Bundesinnenministers Friedrich Zimmermann, den ominösen Vertriebungsbericht des Bundesarchivs zur wissenschaftlichen Benutzung freizugeben<sup>136</sup>, im August 1983 mit den Worten kommentierte: „Hier soll nicht bestritten werden, daß es eine gewisse Zurückhaltung [in der Forschung, M.K.] durchaus gibt: Schon dem Begriff ‚Vertriebungsverbrechen‘, oft vage, viel zu allgemein und nicht strafrechtlich distinkt gehandhabt, haftet der Geruch der Verrechnungsabsicht an. Neuere polemische Traktate aus rechtsnationaler Ecke, die die Definition und das Ausmaß der ‚Vertreibungsverbrechen‘ in absurder Weise ausweiten [...], geben solchen Befürchtungen reichlich Grund“<sup>137</sup>.

Broszats Argumentation hätte an Stichhaltigkeit gewonnen, wenn er nicht nur das Wort *Vertreibungsverbrechen* in Anführungszeichen gesetzt, sondern in diesem Bereich ebenso kräftige Forschungsimpulse gegeben hätte, wie ihm dies auf zahlreichen anderen Feldern erfolgreich gelang. Tatsächlich aber unterblieb noch lange das von Broszat eingeforderte Nachholen dessen, „was in den fünfziger Jahren bei der vom Bundesvertriebenenministerium initiierten Dokumentation noch nicht möglich war [...]: eine nüchterne, exakte Zusammenfassung und Gesamtdarstellung des historischen Vorgangs von Evakuierung, Flucht und Vertreibung“<sup>138</sup>. Rex Rexhäuser hatte im Jahr 2000 bei einem Vortrag zum Bild des Nachkriegslagers Lamsdorf<sup>139</sup> im kollektiven Gedächtnis der Deutschen zu resümieren: „Von den professionellen Historikern hat bisher niemand sich eigens mit Lamsdorf beschäftigt. Es gibt von dieser Seite keine Monographie, nicht einmal einen Aufsatz zu dem Thema“<sup>140</sup>. Statt dessen blieb das von der Landsmannschaft der Oberschlesier 1969 herausgegebene Buch des Braunschweiger SPD-Stadtverordneten und früheren Lamsdorfer Lagerarztes Heinz Esser jahrzehntelang gleichsam das Standardwerk über „Die Hölle von Lamsdorf“<sup>141</sup>. Essers schwere Vorwürfe gegen das Lagerpersonal wurden zwar über zwei Jahrzehnte später, 1991 bzw. 1994, von dem polnischen Historiker Edmund Novak „in der Substanz“ bestätigt<sup>142</sup>, doch konnte das Buch Essers wissenschaft-

<sup>134</sup> Man denke nur an Franz Bauers vorzügliche, 1982 erschienene Studie: Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik.

<sup>135</sup> Vgl. etwa Krallert-Sattler, Kommentierte Bibliographie zum Flüchtlings- und Vertriebenenproblem. Vgl. auch den Befund von Schwartz, Vertreibung und Vergangenheitspolitik, S. 187, wonach die Forschung „bezeichnenderweise [...] primär auf den Aspekt der Eingliederung in die Ankunftsgeellschaft [...] und sehr viel weniger auf die Leidens- und Verlustgeschichte der Vertreibung ausgerichtet“ gewesen sei.

<sup>136</sup> Die Freigabe erfolgte noch im Dezember 1982. Rheinischer Merkur, 17. Juni 1983.

<sup>137</sup> Broszat, „Vertreibungsverbrechen“ – ein mißverständlicher Begriff, S. 243.

<sup>138</sup> Ebd., S. 244.

<sup>139</sup> In dem nahe Oppeln gelegenen Lager hatten polnische Behörden vom Juli 1945 bis Oktober 1946 Tausende Menschen mit der Begründung interniert, daß sie Deutsche seien.

<sup>140</sup> Rexhäuser, Das Bild, S. 50.

<sup>141</sup> Esser, Die Hölle von Lamsdorf. Zu Essers Biographie vgl. auch Urban, Deutsche in Polen, S. 76.

<sup>142</sup> Rexhäuser, Das Bild, S. 49. Edmund Novak arbeitete als Historiker an der Gedenkstätte des Kriegsgefangenenlagers in Oppeln. Die deutsche Fassung seiner 1991 auf polnisch veröffentlichten Ergebnisse erschien unter dem Titel: Schatten von Laminowice. Zu den polnischen Lagern allgemein vgl. auch Hirsch, Die Rache der Opfer.

lichen Ansprüchen insgesamt nicht genügen. Der von ihm aus Schieders Dokumentation übernommene „Bericht des Totengräbers“ etwa wurde in der „Hölle von Lamsdorf“ nicht nur verändert und zugespitzt, sondern bei den Angaben über Todesopfer sogar „verfälscht“<sup>143</sup>. Natürlich kann man der Landsmannschaft der Oberschlesier den Vorwurf kaum ersparen, daß sie Essers Buch immer wieder unverändert nachgedruckt hat – auch noch nachdem Novaks Publikation erschienen war<sup>144</sup>. Aber es ist – mit Rexhäuser zu reden – nicht ihre Schuld allein: „Es ist auch die Schuld der vielen deutschen Historiker und Publizisten, die von Lamsdorf und ähnlich heiklen Tatsachen nicht wissen und ungern wissen wollen. Wir sind so mitschuldig geworden an der Ghettoisierung der Vertriebenen“<sup>145</sup>.

---

<sup>143</sup> Rexhäuser, *Das Bild*, S. 70.

<sup>144</sup> Die zwölftfe unveränderte Auflage erschien in Dülmen 1994. Vgl. Rexhäuser, *Das Bild*, S. 66.

<sup>145</sup> Rexhäuser, *Das Bild*, S. 71.

